

## Israel: Schwindende Verhandlungsspielräume - wachsende Ängste

# Fesseln einer unfreiwilligen Seilschaft

Die Eskalation der Gewalt macht deutlich, wie dringend die Regierung in Jerusalem und gemäßigte Palästinenser Fortschritte im Friedensprozeß brauchen

Von Josef Joffe

Jerusalem, im März - Die israelische Patrouille fährt westwärts auf der Straße von Nablus nach Tulkarem. Rechts blühen die Mandelbäume, zur Linken taucht das Westbank-Flüchtlingslager Nur el-Schams ('Sonnenschein') auf. Und dann fliegen die Steine. Der erdbräune Armee-Chevy mit den fauchenden Funkgeräten im Laderaum bremst. Eli, der Oberstleutnant, springt auf die Straße und feuert aus seinem Gail-Sturmgewehr zwei Schüsse in die Luft. Um die Jugendlichen einzuschüchtern? 'Auch, um unsere Kameraden zu alarmieren, die im Lager stationiert sind.'

An dieser 120-Sekunden-Episode hängt eine längere Moral, die sich beim gemächlichen Weiterfahren - am Geländewagen fehlen mittlerweile ein Blinklicht und ein Stück vom Kühler-Grill - etwa so erschließt: Erstens haben die palästinensischen Kids grundsätzlich keine Angst vor der Armee - ganz im Gegensatz zu den Altvorderen, die ihre Autos mit den blauen Westbank-Schildern sofort im respektvollen Abstand zum Konvoi gestoppt hatten. Zweitens haben sie nicht einmal Angst, obwohl sie genau wissen, daß hinter ihrem Hinterhalt ein zweiter lauert. Denn eigentlich sitzen sie in einer Falle: vor ihnen die Patrouille, hinter ihnen Soldaten - und trotzdem fliegen die Steine.

Ehud Ja'ari, einer der besten israelischen Kenner der Palästinenser-Szene, spricht von einer run-away autonomy, von einer Autonomie, die in Washington auf dem Verhandlungsprogramm steht, in den Gebieten aber längst eine eigene Dynamik entwickelt habe - eben wie ein Zug, der führerlos über

die Schienen fegt. 'Wo die Armee gerade nicht ist, übernimmt irgend jemand anders die Kontrolle.' Noch gibt es keinen Palästinenser-Staat, und es wird ihn auch auf lange Zeit nicht geben. Aber längst gibt es mehr als eine Macht zwischen Jordan und Mittelmeer. Jenseits der 'Grünen Linie', zumal im Gaza-Streifen, beginnt Feindesland, wo die Israelis nur noch die Übermacht, aber nicht mehr, wie in den 20 Jahren nach dem Krieg von 1967, die Oberherrschaft besitzen.

Israel 1993: Seit Beginn der Intifada Ende 1987 wächst die unsichtbare Mauer zwischen dem Kernland und den besetzten Gebieten - und mit ihr die Furcht. In die Jerusalemer Altstadt gehen Israeli schon lange nicht mehr. Aber die Saladdinstraße, wo es bei 'Kit-Kat' den besten Kardamom-Kaffee im ganzen Land gibt, wo die Geldwechsler immer ein paar Schekel auf den offiziellen Kurs drauflegen? Nun meiden Israeli auch diesen Teil von Ost-Jerusalem - aus Furcht vor den Steinen. Selbst im nahen American Colony scheint man seines Gefährts nicht mehr sicher zu sein, bietet doch George, der Hotel-Parkwächter, freundlicherweise an, das Auto mit dem israelischen Kennzeichen vorsichtshalber in die geschlossene Garage zu bringen.

Und wer weiterfahren will, nach Ramallah oder Nablus, der läßt sich erst für teures Geld splittersichere Scheiben einbauen. Lappalinen? Anfang März wurde Joschua Weissbrod, ein Buchhalter, erst gesteinigt, dann kaltblütig erschossen, weil er im Gaza-Streifen falsch abgobogen und plötzlich in einem Flüchtlingslager gelandet war. Am Wochenende wurde in Gaza eine jüdische Frau zu Tode gehackt, die Palästinenserinnen zur Ar-

beit fuhr. Am Montag wurden zwei Israeli per Lkw-Angriff ermordet.

Wer also herrscht in Palästina? Gehören die Gebiete schon der PLO, genauer: der Mehrheitsfraktion Fatah? Jassir Arafats Leute in Jerusalem haben sich zumindest die Symbole der Macht angeeignet. Just um die Ecke vom American Colony spielen sie seit Oktober in der frisch renovierten Kullisse des Orient House ein Theaterstück, das den Titel tragen könnte: 'Wir sind der Staat.' Für den Bagdadbahn-Bauer Wilhelm II. gab's hier schon 1900 eine Teeparty; heute residiert im New Orient House das 'Palästinensische Team für die Nahostkonferenz', wie es die Briefbögen auf arabisch und englisch, aber nicht in der Sprache des 'zionistischen Gebäudes' verkünden.

In dieser eleganten Villa hinter dem terroristischeren Gittertor empfängt die Pressesprecherin Hanan Aschrawi die dritten Sekretäre aus Botschaften in Tel Aviv, um sie über die Gespräche mit dem amerikanischen Außenminister Christopher zu 'briefen'. Die chereitsdienst tragen ihre Walkie-Talkies wie Pistolen am Gürtel, über dem Gelände flattert ein breites Laken-Banner mit den Namen der 400 verbannten Hamas- und PLO-Führer, deren Rückkehr die PLO-Palästinenser als Bedingung fürs Weiterverhandeln anmahnen. Und hier residiert auch Faisal Husseini, Sproß einer uralten Jerusalemer Familie, als Chef des Teams und als inoffizieller Statthalter von PLO-Chef Arafat. Obzwar die verbotene PLO in Washington out ist (das war Jerusalems Bedingung), ist Arafat zumindest schemenhaft im Orient-Haus präsent: per Laser-Fax und di-

rekter Telefonverbindung nach Tunis.

Husseini ist ein begnadeter Formulier-Künstler, ein Mann, der an Charme und Witz mehr als wettmacht, was der kühlen Pressesprecherin Aschrawi abgeht, die man wegen ihrer Fernsehauftritte besser kennt. Ist er der heimliche Herrscher über Palästina in spe? 'Faisal', sagt ein israelischer Experte, 'kontrolliert die Kasse, aber nicht die Straße.' Und die Kasse wird immer leerer, seitdem Arafat dem irakischen Diktator im Golfkrieg um den Hals gefallen war und die Golfstaaten deswegen die Apanage gestrichen haben (allein Saudi-Arabien hatte 85 Millionen Dollar pro Jahr bezahlt).

Husseini drückt das Machtproblem delikat aus: Seitdem Rabin die Führung der terroristischen PLO-Konkurrenz Hamas und Dschihad in den Libanon verbannt hat, 'haben wir an Glaubwürdigkeit verloren'. Naomichasan, die Abgeordnete von Rabins friedensbewegter Koalitionspartei Meretz, definiert Husseinis Problem etwas drastischer: 'Wenn die PLO nicht nach Washington zurückgeht, gewinnt Hamas. Gehen die Palästinenser aber ohne die Verbannten wieder an den Verhandlungstisch, verliert die PLO. Kurz: Dies ist eine No-win-Situation für die PLO.'

### Löwen im Winter

Es ist allerdings auch kein Gewinn für die Regierung Rabin. Aber hat der Premier nicht die Amerikaner auf seine Seite gezogen, indem er versprach: Wir holen hundert sofort zurück, und den Rest ratenweise? Die verschlungene Dialektik des Friedens beschreibt Husseini anhand seines Schreibtisch-Sets. 'Hier auf dem Füller sitzen die Israeli, auf

dem Kugelschreiber wir - und beide Seiten sind mit einem sehr kurzen Seil aneinander gebunden. Also können wir uns nur zusammen bewegen, oder das Seil reißt.' Wenn also Hussein an Glaubwürdigkeit gegenüber der eigenen Klientel verliert, schlägt das auch auf Rabin zurück.'

Rabin in Jerusalem, Arafat in Tunis, Hussein dazwischen - eine Seilschaft? So absurd ist das Ergebnis nicht, denn so mancher Israeli betrachtet Arafat, den gealterten Terror-Imperialist der siebziger Jahre, inzwischen als 'Löwen im Winter', als Gemäßigten, der ankämpfen muß gegen die Jüngeren von Hamas und Dschihad, die aus ihren Ver-nichtungsräumen gegenüber Israel keinen Hehl machen. Rabin ist ebenfalls kein Jung-Löwe mehr, und er weiß, daß er seine hauchdünne Mehrheit im Sommer 1992 nur gewinnen hat, weil ihm das Wahlvolk auf dem Friedenspfad mehr zutraut als dem Likud. Und doch fehlt ein entscheidendes Element im Gleichnis von der Seilschaft: Gemeinhin klettert am Berg einer nach oben und zieht die anderen nach. An der Nahost-Stellwand aber hängt sich jeder ins Seil, krallt sich gar an den Krampen fest, damit kein anderer einen Vorsprung bekomme. So sitzen sie alle fest und beklagen sich wortreich, daß die anderen sich nicht bewegen.

Warum sich die Palästinenser nicht rühren? Hussein greift wieder zu einer Metapher. 'Wir sind wie eine total ausgequetschte Zitrone, denn wir haben schon alle Konzessionen gemacht. Nur bei den Israeli läßt sich noch Saft herausholen.' Schimon Peres, Israels Außenminister, greift in die Literatur: 'Nach jeder Verhandlungsrunde sagen die Palästinenser „Bonjour, tristesse“. Tatsächlich aber haben sie eine Menge erreicht.' Überdies nehmen wir alle Risiken auf uns; im Austausch für Konkretes - Land und Macht - bekomme Israel nur Hoffnungen und Versprechen'.

Doch geht das Problem laut Peres noch tiefer: 'Wir haben in den Palästinensern keinen Partner.' Allerfahrene Beobachter wie Dany Rubinstein, Autor des Palästinenser-Buches 'Das Nirgendwo-Volk', geben Peres recht. 'Die Palästinenser rühren sich nicht, weil sie

kein Mandat haben. Niemand hat sie für vier Jahre gewählt. Ergo müssen sie täglich über die eigene Schulter blicken, sich täglich neu legitimieren. Da kann man nicht zügig vorwärtsgehen.' Außerdem, so sagt der Doyen der israelischen Strategen, Ze'ev Schiff, 're-det ihnen Arafat andauernd von draußen rein. Der bangt um seine Macht und möchte nicht wie Moses enden: das Gelobte Land erbliken und gerade dann politisch sterben.' Nach draußen dringt eitel Eintracht aus dem Orient-Haus. In Wahrheit aber steht Hamas gegen PLO, Arafat gegen Hussein, die Volkfront (des Verweigerers Habasch) gegen Fatah, und die jungen Warlords von Nablus und Hebron stehen gegen die westlich-weltlichen Akademiker im Orient House.

Der Schriftsteller Yoram ('Adam Hundesohn') Kaniuk, ein skeptisch gewordener Friedenskämpfer, erinnert an die Zeit der britischen Besatzung: 'Als wir im Untergrund waren, ist allenfalls eine Handvoll Juden von Juden umgebracht worden. In der Intifada bringen sich die Araber zu Hunderten um.' Die offizielle Statistik für die Zeit von 1987 bis 1992 registriert 831 Palästinenser, die von den Sicherheitskräften getötet worden sind - und 809, die von Palästinensern umgebracht wurden. Da will ein Hussein keine Risiken eingehen. Und deshalb hat sich in der palästinensischen Strategie ein Schlüsselment nicht verändert: 'Die Palästinenser', so berichtet ein israelischer Unterhändler, 'wollen in Wahrheit nicht mit uns, sondern mit den Amerikanern verhandeln. Die sollen ihnen die Arbeit abnehmen.'

Machen die Palästinenser schon wieder den alten Fehler? Mal haben sie auf Nasser, dann auf Saddam gesetzt, mal auf die UNO, dann auf die EG und die Sowjetunion - und jetzt auf Washington. Glauben sie immer noch, daß ihnen jemand anderes den Staat aus dem Feuer holen wird? Die Versuchung ist groß - und der Realismus dementsprechend bescheiden. In Gaza, in einer der schönsten Villen der Stadt, sitzt der Arzt Haider Abdel Schafi. Seine beiden Söhne sind in Ostberlin ausgebildet worden und haben beide deutsche Frauen mitgebracht; die Enkel sprechen deutsch. Derweil Hussein-

ni im Orient-Haus repräsentiert, führt der pensionierte Chirurg die Gespräche in Washington. Er setzt nicht auf die Israeli, sondern auf die demokratischen Völker in der Außenwelt. Wir brauchen die Hilfe jener, die Druck auf Israel ausüben können' - spricht der Amerikaner.

Es ist Ramadan, Fastenzeit, und der weltliche Schafi - Kommunist soll er früher gewesen sein - rührt nicht einmal den Kaffee an, den er seinen Gästen servieren läßt: eine Verbeugung vor der wachsenden Macht der Fundamentalisten. Will er vor Hamas gar in die Knie gehen und Washington so lange meiden, bis die 400 Rivalen aus der Verhandlung zurückkehren? Lebhaft widerspricht der Verhandlungschef: 'In der Sackgasse waren die Gespräche schon vor der Ausweisung. Sonst hätten wir nicht so harte Bedingungen für unsere Rückkehr gestellt.' Aber so räumt man doch den Friedenfeinden ein Veto ein? 'Nein', insistiert Schafi, 'Hamas ist die Mehrheit, wir werden sie vom Vorteil einer gewaltlosen Lösung überzeugen.'

### Fürchterliche Ironie

Ein paar Ecken weiter residiert der Apokalyptiker Ibrahim Yazouri, ein sanftmütig wirkender, korrekt gekleideter Mann und Mitbegründer der Hamas, den die Israeli offensichtlich für harmlos genug hielten, um ihn nicht in den Libanon zu verfrachten. Zur Hamas habe 'Order von Gott': keine Kompromisse wie die Abweichter von Fatah; 'es ist unser Recht als Moslems, das ganze Land zu beherrschen'. Und der Friedensprozeß? 'Das ist der falsche Ausdruck; es ist ein Kapitulationsprozeß.' An einer Mauer proklamiert ein Graffiti: 'Hamas salutierte dem Freiheitkämpfer wegen der phantastischen Operation in Tel Aviv.' Dort hatte der 19jährige Siad Silmi zwei Israeli erstochen und neun weitere verletzt.

Es ist eine fürchterliche Ironie: Kaum hatte sich das offizielle Israel dazu durchgerungen, mit der PLO (unter einem ganz knappen Feigenblatt) zu parlieren, da stand die Straße gegen beide auf: Hamas, Dschihad ('Heiliger Krieg'), aber auch die jüngeren Fatah-Leute,

die in Konkurrenz zu den mordbereiten Fundamentalisten ebenfalls zur Waffe greifen. Für die 'Heiligen Krieger' sind die 'Eiferer' (Hamas bedeutet Eifer) zu 'pragmatisch', und Fatah habe sowieso 'kein Konzept'. Die Intifada werde Palästina nicht befreien. 'Das schaffen wir nur, wenn wir unsere islamische Pflicht tun', verkündet einer, der sich zum 'Dschihad' bekennt. Wie stark sind sie? Bloß eine 'Minderheit', wie Verhandlungschef Schafi wohlgenut verkündet? Auf jeden Fall möchte er mit ihnen nicht allein gelassen werden. Sollten die Israeli den Gaza-Streifen plötzlich in die Freiheit verstoßen, müßte eine UNO- oder EG-Präsenz her, um eine Zeitlang für Recht und Ordnung zu sorgen. Der Bruderkrieg ist schon programmiert.

Der metapherngewandte Hussein im Orient-Haus hat recht: Er, Arafat und Rabin sind tatsächlich durch ein kurzes Seil aneinander gebunden. Jeder ist schwächer, als er aussteht, jeder braucht den anderen, um seine Klientel mitziehen und die Konkurrenz abschlagen zu können. Rabin, ebenfalls ein 'Löwe im Winter', braucht einen Erfolg in Washington, weil er sonst daheim nichts vorzuweisen hat - nicht bei einer zweistelligen Arbeitslosenrate. Andererseits wollen bei Rabin im Friedensprozeß Temperament und Tempo nicht zusammenpassen, sagt ein früherer Likud-Minister, der anonym bleiben möchte: 'Rabin ist Schamir ähnlicher als Begin. Begin war ein Mann des großen Gestus und Risikos; so hat er den Frieden mit Ägypten geschafft. Aber Rabin ist vom Typ der den Arabern nicht traut und sich nur Schritt um Schritt vorwärts tasten will.'

### Zu viele Führer?

Die Abgeordnete Yael Dayan, die Tochter des legendären Feldherren, die gerade Arafat in Tunis besucht hat, attackiert den Parteifreund Rabin ähnlichen Wortes - aber von weiser bewegt. 'Wie sollen sich denn die Palästinenser bewegen, wenn wir ihnen jeden Tag Felsbrocken wie die Ausweisung in den Weg legen? Soll denn Arafat von vornherein sagen: Ich verzichte auf Jerusalem, ich ver-

zichte auf einen eigenen Staat? Der kriegt doch eine Kugel in den Kopf, bevor er noch den ersten Satz beendet hat.

Also haben die Palästinenser zu viele Führer, aber zu wenige Erfolgsleute? Da bricht Yael Dayans gesammeltes Ressentiment gegen ihren Parteiboss und Premier aus: 'Sie reden ja wie Rabin!' Gnädiger urteilt Suad Amiry, eine noch junge, hochintelligente Architektin mit aristokratischer Geste, die in Washington für die Palästinenser verhandelt. Hat sich vom einen Yitzhak (Schamir) zum anderen (Rabin) nichts geändert? 'Doch',

antwortet sie ganz vorsichtig, 'es gibt Anzeichen, daß diese Regierung mit uns nicht bloß über eine abstrakte Autonomie reden will, sondern auch über das Land.' Doch sei Rabin in seinen öffentlichen Verlautbarungen viel generöser als in der praktischen Politik. 'Glauben Sie denn, daß die Ausweisungen Hamas schwächen? Nein, sie schwächen uns, und deshalb können wir uns nicht bewegen.' Da ist es wieder - das kurze Seil, das die Israelis und PLO-Palästinenser aneinanderbindet. 'Die Fundamentalisten', weisagt Suad Amiry, 'werden nach einer Friedensregelung

nichts mehr zu sagen haben.' Dann zündet sie sich eine neue Zigarette an und gießt - Fastenzeit hin oder her - aus der 'Goldstar'-Bierflasche nach.

Können aber die Araber die Juden wirklich als Partner und Nachbarn akzeptieren? 'Nicht in der nahen Zukunft', lautet die ebenso ehrliche wie realistische Antwort. Noch nüchterner klingt der Befund eines israelischen Orientalisten, der aus Arabien stammt und jetzt an gehobener Stelle im Außenamt über die Nachbarn nachsinnt: 'Zusammenleben ist in dieser Region in Wahrheit nicht möglich.'

Schauen Sie sich doch Damaskus, Kairo und Jerusalem an. Die Religionen und Völker haben alle in getrennten Bezirken gewohnt. Nie haben sie sich gemischt - es sei denn, auf dem Souk, dem Marktplatz.'

Der Mann hat recht. Nirgendwo in Nahost herrscht holde Gemeinsamkeit zwischen den Kulturen, Nationen und Religionen. Daraus folgt: Die Völker - die Israeli und die Palästinenser - müssen sich um des Friedens willen auseinanderleben. Aber wie trennt man ein Omelett in seine Bestandteile?